

Von Büchern

Reinhard Thöle, Geheiligt werde dein Name. Christliche Gottesdienste zwischen Anbetung und Anbiederung, Tectum Verlag, Baden-Baden 2021, ISBN 13: 9783828846364, 178 S., 24,- €.

Auf das Wirken von Reinhard Thöle (*1950) bin ich das erste Mal aufmerksam geworden, als ich vor einigen Jahren ein Bücherregal mit verschiedenen Liturgieformularen konfessioneller und theologischer Richtung durchstöberte. Mir fiel ein Gottesdienstbuch in die Hand, das mich aufhorchen ließ: Gottesdienstbuch. Der lutherische Gottesdienst in der byzantinisch-slawischen Tradition – Eine deutschsprachige Studienausgabe der Gottesdienstordnung der Ukrainischen Lutherischen Kirche für die Praxis eingerichtet und herausgegeben von Reinhard Thöle und Vasyly Rudeyko, in: Jahrbuch für Liturgik und Hymnologie 43 (2004), S. 49-113. Dass es überhaupt reformatorische Kirchen mit byzantinischer Liturgie gibt, war mir bis dahin unbekannt, aber erweckte mein Interesse. Seinerzeit war Reinhard Thöle Professor für Ostkirchenkunde in Halle (Saale). Ich erfuhr, dass er mit Studenten und Interessierten regelmäßig diese Liturgie feierte – aus diesem Kreis ist ein Konvent erwachsen (www.arimathaea.de).

Mittlerweile ist Prof. Thöle emeritiert und hat mit dem zu besprechenden Werk „Geheiligt werde dein Name“ mit dem pointierten Untertitel „Christliche Gottesdienste zwischen Anbetung und Anbiederung“ neuerlich mein Interesse geweckt. Dieses Buch ist engagiert geschrieben, theologisch reflektiert, geistlich geerdet – aber gerade in dieser vielperspektivischen Beobachtung und Beschreibung und fachlichen Durchdringung nichts für zarte Gemüter. Thöle nimmt methodisch Distanz zu seiner eigenen Herkunft als lutherischer Pastor und Professor ein und wagt einen Rundum-Blick auf das bunte konfessionelle Gottesdienstgeschehen unserer Tage. Der Ostkirchenkundler nennt seine Herangehensweise ein „Psychogramm“ (2), welches Gottesdienste in ihrer agendari-schen und zugleich real gefeierten Dimension zusammenschauen möchte.

Er beginnt sein persönliches Credo zum Gottesdienst (so verstehe ich das Buch) mit einer Grundlegung über das Werden, Wesen und Wirken des Gottesdienstes (7-53). Es gäbe viele zitierwürdige Spitzensätze Thöles, ich will mich mit folgendem exemplarischen bescheiden: „Das Zentrum der christlichen Gotteserfahrung ist die Begegnung der Glaubenden als gottesdienstliche Gemeinde mit dem Auferstandenen, die sich in der Feier der Eucharistie ereignet. Man könnte vielleicht sogar von einer ‚Auferstehung in die Eucharistie‘ (in Anlehnung an einen Ansatz von Rudolf Bultmann) sprechen.“ (18). Man muss vermutlich diesem Ansatz einer „eucharistischen Ekklesiologie“ (9) aufgeschlossen gegenüberstehen, um die nachstehende Kritik nachvollziehen zu können.

Der Autor beschreibt mit ökumenischer Weite die Zustände in katholischen (55-70), orthodoxen (71-76) und protestantischen Kirchen (77-102). Diese Kapitel betrachten zugespitzt die landauf landab gefeierten Gottesdienste – nicht jenes veschriftlichte „Fata-Morgana-Phänomen[...]“ (91), das sich vielleicht in Altarbüchern am Schreibtisch vermuten ließe – und bringen mit schonungsloser Klarheit eine Situation irgendwo zwischen Aktionismus ohne hinreichendes Geschichtsbewusstsein, peinlicher Kreativität von liturgisch Ahnungslosen und im besten Fall gähnender langweiliger Harmlosigkeit ins Wort. Dort wird von der Entstellung ehemals geistlich-theologischer Raumkonzepte durch das nachkonziliare Errichten von Volksaltären, die „eher an einen Ufo-Landeplatz“ (60) erinnern, gesprochen; von einer mit sich selbst beschäftigten Orthodoxie, die medial vor allem von Fanatikern repräsentiert wird, welche das Bild der Ostkirche verzerren zu „einem ängstlichen, rückwärtsgewandten, sich selbst abkapselnden Reservat, das keinen Zugang mehr zu den säkularen Menschen schaffen kann“ (75); von einem deutschen Protestantismus, der durch Fortbildungen in Liturgischer Präsenz Pastoren produziert, die zwar nicht unbedingt das Wesen der Liturgie erfasst haben, dafür aber lernen „wie die Lotto-Glücksfee an der Videowand die gute Nachricht der Gewinnzahlen zu verkünden“ (96). Natürlich ist das mitunter zynisch, wie Thöle vorab selbst bekennt (5). Und dennoch wage ich die These, dass sich in den alltäglichen Beobachtungen des Verfassers jeder, der Gottesdienste auch in bester Meinung und Absicht feiert, wiederfinden wird – gut gemeint ist eben nicht gleich gut gemacht, sondern manchmal vielmehr eine theologisch unreflektierte Flickschusterei. Und so geht es m. E. Thöle letztlich auch nicht um ein Maßregeln aller anderen, sondern um ein Wachrütteln der Gottesdienstverantwortlichen.

Gottesdienst und Liturgie haben für den Verfasser, ebenso wie es die Ostkirche seit jeher proklamiert, einen Offenbarungscharakter eigener Art – mit Augustin gesprochen, ist auch eine sprachlich unverständliche kirchenslawische oder lateinische Liturgie oder gar eine Stillmesse in ihrem Gesamtgeschehen ein verbum visibile. „Der Gottesdienst tradiert wie die Musik eigene Rezeptions- und Überlieferungsmechanismen. [...] Der Gottesdienst wird von den Gläubigen nicht in der Dimension des historischen Bewusstseins rezipiert und tradiert, sondern von den individuellen und gemeinschaftlichen Gesetzen der Seele. Diese Seele ist wie ein Strom, der langsam fließt und in der Lebendigkeit des Fließens trägt, aufnimmt, mitführt, aber auch reinigt und ablegt. [...] Die Frömmigkeitsgeschichte in allen Kirchen zeigt, dass das von den Gläubigen im seelischen Strom tradiert wird, was im Gottesdienst geliebt wird und geliebt werden kann. Was nicht geliebt werden kann vom ‚sensus fidelium‘, bleibt wirkungslos.“ (62-63).

Im dritten Teil des Buches (103-170) gibt der Autor Schlaglichter davon zu erkennen, was Gottesdienst sein könnte, was er sein sollte, vielleicht müsste.

Thöle redet keiner konkreten Form von äußerlichen Riten und Zeichen das Wort, es geht ihm um eine Haltung, die im Gottesdienst spürbar werde. Gottesdienst muss theozentrisch sein; die Handelnden und Feiernden sollten spürbar aus dem Bewusstsein leben und agieren, dass sie es mit einem Größeren zu tun haben – ein anthropozentrisches liturgisches Agieren hingegen verkenne das Wesentliche der Liturgie (106-107). Thöle schreibt dem Gottesdienst und seiner gewordenen Gestalt ein „Eigenleben“ zu – wer versucht sich dessen mit Zwang und über Gebühr zu bemächtigen, dem ergehe es wie einem Reiter, den das Pferd, das ihn trägt, abwirft, da er nicht bereit war sich auf Einheit und Gegenseitigkeit einzulassen (122). Zurück bleiben Unverständnis, Abneigung, Schmerz, Unsegen, Fluch.

Der Weg zum theozentrischen Gottesdienst gleich welcher konfessionellen und agendarischen Prägung wird nur äußerst zurückhaltend aufgezeigt, was aber in der autoreneigenen Logik kein Mangel oder Widerspruch ist, sondern die logische Konsequenz eines Liturgieverständnisses, bei dem die gefeierten Geheimnisse zugleich ganz menschlich und ganz göttlich sind, womit das Ereignis der Gottesbegegnung in der Liturgie sich jeder Machbarkeit und Verfügbarkeit entzieht (161-164).

Machen lässt sich dieses Ereignis nicht, wohl aber fördern. Thöle erkennt über die Konfessionsgrenzen hinweg ein ungeklärtes Verhältnis gegenüber der Eucharistie – er plädiert hingegen dafür, gegen jede theologische Debatte, in der Eucharistie die „Feier der verhüllten Gegenwart des Dreieinigen Gottes“ (124) zu erkennen, sie in jedem Gottesdienst zu feiern und sich davon als Person wie als Gruppe gestalten zu lassen. Der Verfasser ermutigt ferner den Gottesdienst im Fluss der Heilsgeschichte zu sehen; den Altar als Ort des zugleich von Abrahamsopfer, Abendmahlssaal, Golgatha und Ort des Gerichtes am Ende der Tage zu erkennen; und so neu die Dimension der Eingebundenheit der feiernden Gemeinde in den Chor der Heiligen zu entdecken und damit im liturgischen Vollzug umzugehen – dies bezieht sich vor allem anderen auch auf Maria (139-143). Thöle erinnert daran, dass der orthodoxe Theologe Sergij Bulgakov den Protestantismus ob seines Schweigens gegenüber Maria als „anderes Christentum“ ansieht“ (146). Der Verfasser ermuntert dazu, dem Geheimnis der Inkarnation Christi durch und in Maria und ihrer Verehrung näher zu kommen (146-147). Von besonderer Bedeutung sei außerdem eine Wiedergewinnung eines gesunden geistlichen, nicht nur kompetenzorientierten, pastoralen Selbstbildes – Thöle spricht von Priester. Er ermutigt dazu, die „Christuseinpflanzung des Priesteramtes“ (157) mutig zu leben und liturgisch wirksam werden zu lassen, da nach Bibel und *sensus fidelium* ohnehin genau dies erwartet werde – und nicht eine oft vermutete Sozialarbeiter- oder Managementtätigkeit (159).

Abschließend formuliert Thöle noch einmal, dass ein großer Teil der kirchlichen Akteure in der Art, wie leichtfertig gottesdienstliche Formulare verändert

oder neu geschaffen werden, die eigene Unwissenheit über dieses Geschehen offenbart. Gottesdienst ist für Thöle weder kirchenparlamentarische Verhandlungsmasse noch existentialistischer Selbstentfaltungsmodus. „Der Gottesdienst ist die gefährlichste Aufgabe der Kirche in der Welt, denn er hat es mit dem inneren Geheimnis der ‚asymmetrischen Beziehung‘ zwischen Gott und Mensch zu tun.“ (161). Gottesdienst sollte dem Autor folgend Gott dienen und ihm zutrauen, dass er sich die Gemeinde baut, die er bauen will – ein Gottesdienst, der in Selbstzweifeln ob der eigenen Relevanz und Wirksamkeit zerfließt, „hat sich selbst sorgfältig verharmlost und abgeschafft“ (165). „Im Gottesdienst geht es um ‚alles‘, um unser Leben und unseren Tod innerhalb seines [sc. Christi] Todes und Lebens. Ist das vielleicht einer der Gründe, warum geistliche Berufe nicht mehr attraktiv erscheinen, weil man heute in vielen Gottesdiensten den Eindruck gewinnen kann, es geht eigentlich um nichts mehr?“ (166). Thöle stellt den Leser am Ende des Buches an einen Scheideweg, er schreibt: „Auch dieser [sc. der Gottesdienst] steht vor der Entscheidung zwischen Anbetung und Selbsterstörung.“ (170).

Folgt man Thöle, müsste ein großer Teil der akademischen Theologenzunft und angrenzenden postgradualen Ausbildungsinstitute und Seminare irren. Eine heilsame Irritation – es wäre doch zumindest denkbar. Folgt man Thöle, würden sich Perspektiven auf die Liturgie und die Foren, denen man verantwortlich ist, komplett wandeln. So wie die Gebetsrichtung *ad orientem* wieder das Übliche sein müsste, müsste auch innerlich der Blick auf Gott und sein Wirken und Wesen gehen. Von Gott her und zu ihm hin ist Liturgie geworden, soll sie gefeiert und fortentwickelt werden. Folgt man Thöle, könnten Profilierungszwänge der Liturgieverantwortlichen, Ängste vor kleinen Besucherzahlen, Sorgen vor Relevanzverlust und Ablehnung schlagartig enden. Wenn im Gottesdienst potenziell wirklich der allmächtige Gott erscheint, wenn Gottesdienst Theophanie ist, dann bietet die Kirche das aufregendste, interessanteste, gefährlichste, erfüllendste und schlussendlich wichtigste Geschehen auf dieser Erde den Menschen an – dieses Selbstverständnis und Selbstbewusstsein bleibt nie folgenlos.

Wer sich auf die Gedanken des Autors einlässt, wer dem theozentrischen Liturgieparadigma nähersteht als einem anthropozentrischen, wer sich von manchmal zynischer und harter Ehrlichkeit nicht abschrecken lässt, dem sei dieses Buch anempfohlen. Wer sich selbst prüfen will, sich in seinem eigenen liturgischen Handeln herausfordern lassen möchte, wer bereit ist, sich künftig vor dem Altar nicht nur „wohlzufühlen“, sondern sich diesem mit Furcht und Zittern zu nahen im Bewusstsein der unerträglichen Heiligkeit Gottes, der wird dieses Buch mit theologischem und geistlichem Gewinn lesen.

Das Buch ist persönlich, kommt mit wenigen Zitaten daher und will von seiner Anlage her vermutlich gar keine gelehrige Diskussion mit Fachkollegen führen. Daher unterlasse ich an dieser Stelle auch den üblichen Rezensentenha-

bitus, der sich im Aufzeigen von Rezeptionsdesideraten ausdrückt. Stattdessen möchte ich dieses Buch nachdrücklich loben – und zwar dafür, dass der Autor damit großen Mut und christliche Nachfolge beweist. Für ein Buch, das derartig dem Zeitgeist und dem theologischen Erkenntnisstand (besser vielleicht Un-„Erkenntnisstand“?) der Kirchenleitungen und akademischen Kollegen entgegenläuft, kann der Autor kein Lob erwarten. Im guten Fall wird das Buch nicht besprochen, im schlechten in akademischer Überheblichkeit belächelt. Beides hätte dieses Buch nicht verdient. Vielmehr sollten Gottesdienstleitende und jene, die es werden wollen, dieses Buch lesen – und sei es nur, um sich selbst zu vergewissern in Abgrenzung zu Thöles Position. Der Autor kommt im Buch auf das Ineinander von Fluch und Segen zu sprechen – für Autor und Leser dieses Buches dürfte das gleichermaßen spürbar sein.

Heiko Herrmann

Katharina Bracht (Hrsg.): Johann Major (1564–1654). Professor der Theologie, Superintendent in Jena und Kirchenpolitiker im Dreißigjährigen Krieg (Schriften zur Geschichte der Theologischen Fakultät Jena 1), Ev. Verlagsanstalt, Leipzig 2017, ISBN 978-3-374-05123-6, 195 S., 19 Abb., 38,- €.

Dieser Band dokumentiert die Vorträge einer Tagung aus dem Jahr 2016 an der Universität Jena, die mit Johann Major einem bisher wenig beachteten, damals aber prominenten Theologen der lutherischen Orthodoxie gewidmet war. Major wirkte neben Johann Himmel (1581-1642) und Johann Gerhard (1583-1637) in Jena und bildete mit diesen beiden zusammen die überregional bekannte und wirksame „Trias Johannea“ (johanneische Dreifaltigkeit). Johann Gerhard ragt aus dieser ohne Zweifel trotz seiner kurzen Lebensdauer heraus durch die Fülle und Vielfalt seiner theologischen Publikationen. Major wiederum hatte dem Alter nach den Vorrang und überlebte zudem seine beiden jüngeren Kollegen deutlich. Während Gerhards Theologie vielfältig erforscht und seine Werke derzeit in einer großen Breite in deutscher und in englischer Sprache publiziert werden, sind Major und Himmel bisher kaum auf das Interesse der Forschung gestoßen. Insofern schlägt der nun vorliegende verdienstvolle Tagungsband erste Schneisen. Katharina Bracht, Kirchengeschichtlerin in Jena, stellt den Forschungsgegenstand sowie die folgenden Vorträge in einer instruktiven Einleitung vor.

Mit dem studierten Betriebswirtschaftler Andreas Lesser führt ein direkter Nachkomme von Major in dessen Abstammung, Familienverhältnisse und Biographie ein. Erwähnt wird dabei auch Johann Majors Mitwirkung an der „Kurfürstenbibel“, für die er gemeinsam mit seinem Kollegen Johann Himmel die Apostelgeschichte kommentierte. Als Profangeschichtler untersucht sodann Marcus Stiebing Majors Rolle als Politikberater seines Landesherrn Johann Ernst von Sachsen-Weimar in der Frühphase des Dreißigjährigen